



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Thomas, Robert: Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren :
Lebenserinnerungen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wandern zu drohen,
Wagt du verwegen,
Doch wie ein Bübchen
Fliehst du den Streit.

Sie kämpfen, Luzinde wird entwaffnet, aber durch die ankommenden Freunde geschützt.

In dem Schauspieler „Die Geschwister,“ das in der ersten Zeit von Goethes Aufenthalt in Weimar 1776 entstand, tritt uns ein treues Abbild der Auffassung entgegen, wie sich junge Mädchen jener Zeit den Geliebten dachten und im Traum vorstellten. Marianne gesteht ihrem vermeintlichen Bruder Wilhelm, daß er ihr ganzes Herz, ihren ganzen Kopf einnehme, daß die liebsten und besten Menschen in den Romanen alle aussahen wie er, daß sie ihn in den großen Gärten spazieren, reiten, reisen und sich duellieren sah.

In dem Singspieler „Die ungleichen Hausgenossen,“ das unvollendet geblieben ist und in den Tag- und Jahreshäften in das Jahr 1789 verwiesen wird, sollte es nach den vorhandenen Aufzeichnungen des Dichters wahrscheinlich auch zum Duell kommen. In diesem Sinne ist das Fragment zu verstehen:

Er muß für den Affront,
Den er uns angetan,
Erst Schläge haben!
Dann komm er,
Fordre Satisfaktion
Auf Degen und Pistolen,
Ja auf Kanonen!
Ich bin bereit.

In dem Lustspiel „Der Großkophta“ erkennt der Ritter den Betrug des Grafen und ruft ihm drohend zu, daß seine Geister ihn nicht erschrecken, und daß eine Klinge gegen ihn bereit sei. Der Graf weicht feige aus, ein dreifacher Harnisch der Rechtschaffenheit, der Weisheit und der Zauberkräft schütze seine Brust, der Ritter werde darum die Stücke der zerbrochenen Klinge beschämt zu seinen Füßen suchen.

(Schluß folgt)



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)



Ich blieb einige Tage in Köln auf der christlichen Herberge, wo es ziemlich schmutzig war, und wanderte dann über Deutz, wo ich eine Nacht zubrachte, Mülheim a. Rh. und Düsseldorf nach Krefeld. Hier ging ich wieder einmal auf falschen Tappen und besuchte die Metzger. Einer von ihnen stellte mit mir ein regelrechtes Examen an, zeigte mir allerhand Fleischstücke, über deren Kenntnis ich mich ausweisen mußte, und erlaubte mir dann, ein Stück Wurst abzuschneiden, eine Aufforderung, der ich mit mehr Eifer als Bescheidenheit nachkam, wobei er mit einer gewissen Anerkennung bemerkte, ich sei ein „zünftiger“ Metzger. In Elberfeld langte ich

gerade zum Weihnachtsfeste auf der Herberge zur Heimat an. Es fand dort eine größere Weihnachtsfeier statt, an der etwa siebenzig Kunden teilnahmen, und wobei ein Geistlicher die Andacht leitete. Nachher gab es umsonst ein warmes Abendbrot sowie eine Anzahl Geschenke, als Strümpfe, Mützen u. dgl. Am ersten Weihnachtsfeiertage ging ich „auf die Fahrt“ und besuchte auch die Nachbarstadt Barmen, wo ich drei Mark zusammensocht. Dort traf ich in einer Wirtschaft einen Landsmann aus Treuen i. B. namens Putlit, der in Barmen mit Treuenschen Tüchern handelte, seinen Wohnsitz aber in Krefeld hatte, wohin er mich auch einlud. Dann wanderte ich nach München-Glabach. Von München-Glabach ging ich nach Biersen, wo es auf der Herberge sehr gemütlich war, und wo ich deshalb mehrere Tage blieb. Die Gegend war lustig (gut), und das Kommandoschieben in die weitere Umgegend lohnte sich.

Auf der Herberge ging es am Sonntag, wo sich auch eine ganze Anzahl Bauernburschen und Mädchen aus der Umgegend einfand, höchst lustig zu. Es war dort ein lahmer Schneider, ein Original ersten Ranges, der an einem solchen Abende den Vorschlag machte, einen Junggesellenverein zu gründen, und den Namen und das genaue Personale jedes Anwesenden gegen eine Einschreibgebühr von zwanzig Pfennern in sein Notizbuch schrieb. Diese Tätigkeit erwies sich als höchst einträglich, denn seine Kasse füllte sich zusehends und würde vermutlich zu einer sehr ansehnlichen Summe angeschwollen sein, wenn er nicht das Bedürfnis gehabt hätte, seine Einkünfte sofort wieder in Soruff umzusetzen. Über den Zweck und die Statuten seines Vereins ließ er nichts verlauten, sondern begnügte sich, was ja auch wohl für ihn die Hauptsache war, mit dem Einkassieren der Gebühren. Nach einigen vergnügten Tagen wanderte ich nach München-Glabach zurück und von dort nach Krefeld, wo ich meinen Landsmann aus Treuen besuchte. Es war dort gerade Wochenmarkt; ich half meinem Gastfreunde beim Aufbauen seines Standes und blieb zwei Tage dort. Zum Karneval ging ich nach Düsseldorf, wo ich mich vortrefflich amüsierte und dem Fastnachtsumzug beiwohnte. Am Abend, als wir schon in unsern Betten lagen, gab es in der Herberge Krawall, und am nächsten Tage hörten wir, daß der Boos von einem Düsseldorfer Tunichtgut bei einem Streite in den Arm gestochen worden war. In Düsseldorf ließ sich ein Bäckermeister meine Papiere aushändigen und fragte mich dann nach meinem Namen, Geburtsdatum und der Stelle, wo ich zuletzt gearbeitet hatte. Als er merkte, daß meine Papiere mit den Aussagen übereinstimmten, gab er mir eine Mark, die wohl die einzige war, die ich von einem Meister je erhalten habe.

Von Düsseldorf wanderte ich über Solingen nach Remscheid, wo ich gleich bei einem Meister Arbeit fand. Zum Mittagessen bekam ich „weißen Kappes,“ ein Gericht, dem ich wenig Geschmack abzugewinnen vermochte. Auch die Arbeit mutete mich höchst seltsam an; ich mußte mit dem Meister zusammen den Schwarzbrotteig kneten und erhielt, als ich glaubte, der Teig sei glücklich fertig, die Weisung, Schuhe und Strümpfe auszuziehen, mir die Füße zu waschen und in den Teig hineinzusteigen. Über der Beude (Bactrog) war eine Stange angebracht, an der man sich festhalten konnte, während man mit den Füßen, hauptsächlich mit den Ferse, den Teig bearbeitete. Dies dauerte etwa drei Stunden, dann wurde der Teig abgewogen, zu Broten geformt, wobei das Dienstmädchen und ein Nachbar helfen mußten, und endlich, d. h. um sechs Uhr Abends, wurden die Brote in den Ofen geschoben, den der Meister, nachdem er ihn geschlossen hatte, mit Lehm verklebte. Um zehn Uhr Abends holten wir die fertigen Brote aus dem Backofen und konnten uns zu Bett legen, mußten aber um ein Uhr in der Nacht schon mit der Herstellung des Teiges für die weiße Ware beginnen. Diese Art der Arbeit kam mir spanisch vor, und da mir überdies die „Krone“ (Frau, besonders Meisterin) am zweiten Tage wieder weißen Kappes vorsezte, beschloß ich, den Remscheider Staub von den Füßen zu schütteln und weiter zu wandern. Ich durchzog das Siegerland und gelangte im März über Kassel nach Schwege.

Hier erhielt ich in einer großen Dampfbäckerei, die acht Gesellen und einen Konditor beschäftigte, Arbeit. Der Besitzer war kein gelernter Bäcker, sondern ein Bauunternehmer, der sich die englischen Öfen in dem benachbarten Hausen angesehen und mit ebensolchen seine Bäckerei ausgestattet hatte. Ich bekam hier den höchsten Lohn, den ich jemals im Bäckereigewerbe erhalten habe, nämlich acht Mark die Woche. Zu dem Betrieb gehörte eine Dampfmaschine mit einer durch Dampf betriebenen Teigmaschine. Die Bäckerei unterhielt sechs Filialen in Schwwege und eine in Kassel, wohin die Brote in ganzen Wagenladungen transportiert wurden. Zu dem weitem Personal gehörten zwei Buchhalter und endlich drei Hausknechte, denen auch die Versorgung der drei Pferde oblag. Die freie Zeit, über die wir verfügen konnten, wenn das Brot im Ofen war, benutzten wir gewöhnlich zu einer musikalischen Unterhaltung; einer der Gesellen, der Lehrer hatte werden wollen und schon einige Jahre das Seminar besucht hatte, war ein Meister auf der Geige. Der Konditor war Zithervirtuos, ein dritter wußte mit den Drückhölzern vortrefflich zu trommeln, und ich schlug den Triangel. Sobald die andern die Musik vernahmen, kamen sie herbei. Auch die Frau des Besitzers und das Dienstmädchen erschienen dann in der Backstube und beteiligten sich gelegentlich an einem Tänzchen. Ich will nicht verschweigen, daß ich mich bei einer solchen Gelegenheit zum erstenmal in meinem Leben ernstlich verliebte.

Die guten Lohnverhältnisse in Schwwege benutzte ich, mich wieder einmal neu „einzupuppen“ und mir sogar eine „Lupe“ (Taschenuhr) zuzulegen. Um diese Zeit stellte ich mich auch zum drittenmal beim Militär und wurde zur Ersatzreserve Nr. 1 ohne Übung beim Train überschrieben. In Schwwege sah ich wieder einmal, daß das Sprichwort: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“ Recht hat. Der Prinzipal, bei dem ich besondres Vertrauen genoß, erzählte mir, daß der Leiter der Kasseler Filiale das Brot dort billiger verkauft habe, als es herzustellen sei, und daß er mit dem Gelde das Weite gesucht habe. Auch die beiden Buchhalter betrachtete er unausgesetzt mit Mißtrauen und meinte, die Zahlen in ihren Büchern stimmten wohl, aber das Geld in der Kasse würde immer weniger. Er mochte nicht so ganz Unrecht haben, denn die beiden Buchhalter wurden täglich dicker und taten nur das Allernotwendigste. Eines Sonntag Morgens stellte sich heraus, daß ein Kuchen, der über die gewöhnliche Anzahl gebacken worden war, fehlte. Der erste Buchhalter fragte den „Schulmeister“ nach dem Verbleib, und dieser erklärte der Wahrheit gemäß, daß er nicht wisse, was mit dem Kuchen geschehen sei. Die Kellerräume des Hauses waren vermietet, und die dort wohnenden Leute kamen fortwährend an der Bäckerei vorbei. Es war also möglich, daß einer von ihnen den Kuchen hatte mitgehen heißen. Als der Schulmeister uns andern mitteilte, welchen Verdacht der Buchhalter gegen uns ausgesprochen habe, wurden wir erregt und benutzten die Gelegenheit, bei der Frau des Prinzipals anzufragen, weshalb wir in den letzten vierzehn Tagen das übliche Geld für Schnaps nicht erhalten hätten. Sie verwies uns an den ersten Buchhalter, und wir baton sie nun, ihn uns in die Backstube hinunterzuschicken. Er kam denn auch bald und begann, als wir ihn wegen des Schnapsgeldes mahnten, wieder nach dem verlorenen Kuchen zu fragen und uns alle des Diebstahls zu beschuldigen. Nun war aber unsre Geduld erschöpft, wir gingen alle acht, einer nach dem andern, ins Kontor und kündigten. Ich ging zunächst nach Kassel, wo ich für zwei Wochen eine Aushilfsstelle annahm, und von dort nach Fulda. Dort traf ich mit einem Kellner zusammen, der über eine so schlechte Luft verfügte, daß er es für aussichtslos hielt, in den Hotels um Arbeit vorzusprechen. Er gab mir deshalb seine Fellepe und ersuchte mich, für ihn „Umschau zu halten.“ Das tat ich auch, da mehr dabei herauskam, als wenn ich meine eignen Meister besucht hätte. In einem bessern Restaurant nahm mich der Wirt beiseite und fragte mich, ob ich schon so tief gesunken sei, daß ich in den Restaurationen umschauen müsse. Ich mußte diese Frage bejahen, zog aber zugleich die Papiere des Kellners hervor, unter denen eine Postkarte war, durch die der Kellner aufgefordert wurde,

in eine frühere Stellung nach Frankfurt zurückzukehren. Nachdem der Wirt diese Karte gelesen hatte, zahlte er mir das Reisegeld und wünschte mir Glück auf den Weg. Ich begab mich zu dem Kellner zurück, teilte mit ihm den sehr ansehnlichen Erlös meiner Fahrt und wanderte mit ihm und einem Sattler zunächst nach Schlichtern. Hier trafen wir mit zwei Tuppelschicksen zusammen, die auf den Sattler einen so starken Eindruck machten, daß er bei ihnen blieb und uns allein weiter ziehen ließ. Am andern Tage stießen wir mit dem Kleeblatt wieder zusammen und richteten es so ein, daß wir zuerst die Dörfer absochten und den drei andern die Nachlese überließen. Am Ausgange des Dorfes erwarteten wir sie dann und hatten Gelegenheit zu beobachten, daß die Schicksen immer bessere Geschäfte gemacht hatten als wir. Sie brachten außer reichlichem Kiez und Lebensmitteln gewöhnlich einen Pack Kinderwäsche mit, den sie aber in das nächste beste Wasser warfen. So gelangten wir nach Gelnhausen, wo die eine der Schicksen der andern die Papiere zottelte und damit auf Nimmerwiedersehen verschwand. Über Hanau und Offenbach kamen wir nach Aschaffenburg und stellten uns zum Mittagessen in einem Kloster ein. Dort war ein Vorraum mit zwei oder drei Tischen und einer Anzahl Bänke ausgestattet, wo jeden Tag die Armen gespeist wurden. Um zwölf Uhr erschienen zwei Mönche, die einen großen Blechkübel mit Essen trugen und ihn in dem Raume niederstellten, worauf sie ein Gebet sprachen. Dann kamen ein paar andre Mönche mit Tonschüsseln, die als Teller dienen mußten. Wer mit einem Böffel essen wollte, mußte seinen Hut zum Pfande geben, woraus ich schloß, daß die frommen Brüder mit ihren Gästen schon schlimme Erfahrungen gemacht hatten. Das Essen bestand aus einem Gemisch von Erbsen, Linsen, Brottücken, Kartoffeln und Fleischresten, alles Dinge, die nicht von der besten Qualität waren, und die offenbar als für die Tafel der Mönche ungeeignet aussortiert worden waren. Da wir aber Hunger hatten, langten wir gehörig zu und verließen das Kloster wenigstens mit dem Gefühl, gesättigt zu sein. Auf dem Wege nach Würzburg sprachen wir noch mehreremal in Klöstern vor und erhielten regelmäßig eine Maß „Schöps“ (billiges Hausbier) nebst einem Stück Brot. In Würzburg lehrte ich in der Herberge ein und besuchte am andern Tage um die Mittagszeit das Juliuspital, eine großartige, mit einem Krankenhaus verbundene Anlage. Auch hier gab es wieder ein aus verschiedenen Kohlforten und Fleischstücken gemischtes Essen, das in irdnen Schüsseln verabreicht wurde. Allerdings war es nicht ganz leicht, mit dem Essen fertig zu werden, da man uns keine Böffel einhändigte, und wir also gezwungen waren, die ganze Schüssel an den Mund zu setzen und das Gemisch hinunterzuschlucken. Auf der Herberge war ein Techniker, der bis vor kurzem wohl bessere Tage gesehen und die Scheu vor dem Umschauen noch nicht überwunden hatte. Er musterte mich von Kopf bis zu Füßen und händigte mir im Vertrauen auf meine neue Klust seine Papiere ein, worunter sich die Zeichnung irgendeiner technischen Anlage befand. Mit diesen Papieren besuchte ich die Ingenieure und erregte bei einem davon mit der, wie er vermutete, von mir selbst angefertigten Zeichnung so viel Bewunderung, daß er mir zwei Mark schenkte.

Auf der Reise nach Bamberg traf ich mit einem Bäcker aus Böhmen zusammen, der mir mitteilte, wir könnten in einem Dorfe zwischen Regensburg und Landschut Arbeit bekommen, müßten uns aber dazu halten, wenn wir zur rechten Zeit anlangen wollten. Als ich mich danach erkundigte, welcher Art die Arbeit sei, sagte er mir, es handle sich um Hopfenzupfen, er sei schon im letzten Sommer dort gewesen und habe diese Arbeit verrichtet. Wir gingen zunächst über Kulmbach nach Bayreuth, wo wir in einem Gasthose logierten, und wo ich mir in der Gesellschaft mehrerer Touristen das Grab Richard Wagners im Garten der Villa Bahnfried ansah, zu dem uns ein älterer Gärtner gegen ein Trinkgeld geleitete. Das Grab war sehr einfach und wies als einzigen Schmuck eine schwarze Marmortafel ohne Inschrift auf.

Nach diesem Abstecher, zu dem ich meinen Wanderkollegen überredet hatte,

weil ich Bayreuth, von dem alle Welt sprach, sehen wollte, mußten wir in wahren Eilmärschen, zu denen wir häufig auch die Nacht gebrauchten, weiter wandern und gelangten über Erlangen, Nürnberg und Regensburg nach dem Dorfe Neuhausen, wo mein Kollege schon bekannt war. Wir wanderten nach der Mühle, und mein Begleiter begrüßte den Müller mit den Worten: „Griß Gott, he Bauer, wenn fangets a mit Hopfebrude?“ Der Müller erwiderte, nachdem er uns von oben bis unten betrachtet hatte: „Mer fangets am Montag a, kennets lömme.“ Damit waren wir engagiert und wanderten auf das nächste Dorf, wo mir mein Begleiter ein freies Nachtquartier in Aussicht stellte. Als wir dort angekommen waren, gingen wir in das erste beste Bauernhaus, und hier fragte der Böhme nach der üblichen Begrüßung den Besitzer: „He Bauer, wollts uns über Nacht behalte?“ was dieser, nachdem er uns ebenfalls sorgfältig geprüft hatte, bejahte. Wir setzten uns an einen großen runden Tisch auf der Hausflur und erhielten bald unser Abendbrot aufgetragen. Die Bauernfamilie ließ aber wohlweislich die Wohnstubentür auf, um uns beobachten zu können. Unsere Wirte begannen mit dem üblichen Gebet, und auch wir folgten diesem Brauche und unterließen auch nicht, das Kreuz zu schlagen.

Dann löffelten wir unsre Suppe und wurden bald darauf zum Übernachten in den Kuhstall geführt. Ich hatte mich, müde wie ich war, ein wenig entkleidet und auf das Stroh gestreckt, ohne das Lokal und meine Nachbarschaft genau zu mustern. In der Nacht spürte ich etwas Weiches und Warmes, das meine Füße bedeckte, und merkte am andern Morgen, daß ich meinen spinatgrünen Fußwärmer einer Kuh zu verdanken hatte, die mir ihr Hinterteil zuehrte. Am Morgen machten wir an der Pumpe Toilette und wuschen uns das Gesicht auf eine mir bis dahin ungewohnte Weise: wir füllten einen Maßkrug mit Wasser, nahmen davon einen gehörigen Mund voll, ließen es langsam in die Hände laufen und wuschen uns so das Gesicht. Das Taschentuch mußte bei dieser Reinigung das fehlende Handtuch ersetzen. Zum Frühstück gab es wieder eine Suppe, für die wir mit den Worten „Bergelts Gott“ dankten, worauf uns der Bauer mit einem „Segns Gott“ entließ. Wir benutzten den Sonntag dazu, in den Wirtschaften „schmal zu machen“, d. h. die Gäste anzubetteln, die auch reichlich steckten. Am Abend begaben wir uns nach einem andern Dorfe, fanden auch wieder ein freies Nachtquartier und waren am Montag früh um fünf Uhr schon unterwegs nach Neuhausen. Bevor wir mit Pferd und Wagen nach dem Hopfengarten aufbrachen, erhielten wir eine Suppe, der natürlich wieder ein Gebet voranging und folgte. Dann machten wir uns auf den Weg und erreichten in etwa einer Viertelstunde das Arbeitsfeld, auf dem wir uns zunächst betätigen sollten. Der Hopfen wurde dort an langen Stangen gezogen, die er von unten bis oben umwickelte. Wir mußten die Pflanzen dicht über der Erde abschneiden und die Stange samt ihrer grünen Umhüllung mit dem Heber aus der Erde heben, umlegen und dann das Hopfengerant abwickeln. Diese Ranken wurden zu Bündeln vereinigt und nach der Tenne gefahren, wo sich der Besitzer selbst, seine beiden Töchter, zeitweise auch seine Frau, und vier Handwerksburschen damit beschäftigten, die Blüten abzupflücken, die in Körben gesammelt und nachher auf dem Boden zum Trocknen ausgebreitet wurden. Zum zweiten Frühstück gab es eine Maß Bier, einen Rettich und ein Stück trocknes Brot, Mittags Knödel und Fleisch auf Holztellern, Nachmittags wieder eine Maß Bier mit Rettich und Brot, Abends eine dicke Suppe oder Dampfnudeln. Bei der Arbeit wurde gesungen und erzählt. Nachts schliefen wir auf dem Heuboden.

In Neuhausen brachte ich mit dem Hopfenzupfen vierzehn Tage zu, und als die Arbeit fertig war, wurde ich an einem Sonntag früh entlassen und wanderte noch an demselben Tage nach Landsbut, wo ich Nachmittags um drei Uhr anlangte. Ich will nicht verschweigen, daß ich auf dieser Wanderung in einem Dorfe, dessen Name mir leider entfallen ist, das beste Bier getrunken habe, das mir in meinem Leben vorgekommen ist.

Wieder bei fahrendem Volke

Vor Landshut war ich mit einem andern Kunden zusammengetroffen und wanderte mit ihm zusammen in die Stadt ein. Schon aus der Ferne vernahmen wir Musik. Wir gingen den Tönen nach und sahen auf einem Platze eine lange mit „Tierchildern“ geschmückte Bude, über der in riesigen Lettern zu lesen war: Christian Bergs große Menagerie. Wir mischten uns unter das Publikum, das vor der Bude stand und die Schilder anstaunte, und wohnten der sogenannten Parade bei. Unter Parade versteht man die Aufstellung aller Mitwirkenden eines Schaugeschäfts vor der Bude, die dazu dienen soll, das Publikum anzulocken und die Erwartungen auf das höchste zu spannen. Auch die Musikkapelle nahm an der Parade teil und musizierte, während in den Zwischenpausen der „Rekommandeur“ eine Ansprache hielt, die ungefähr folgenden Wortlaut hatte: „Hier gibt es zu sehen Tiere, die zu Wasser, Tiere, die zu Lande leben, aus allen Zonen, aus allen Gegenden der Erde. Die Vorstellung besteht aus drei Abteilungen. Erstens die Explication; hierbei werden alle Tiere namhaft gemacht, es wird erklärt, wo sie wohnen, wie sie leben, und welche Nahrung sie zu sich nehmen. Zweitens die Dressur; hierbei wird Miß Pora, die Löwenbraut, auftreten. Die junge Dame hat schon viele Erfolge errungen, sie ist u. a. schon im Zirkus Renz aufgetreten. Zum Schluß wird die Fütterung sämtlicher Raubtiere stattfinden.“ Nach dieser Rede des Rekommandeurs spielte die Musik noch einen Galopp und zog sich dann mit den Angestellten des Geschäfts in das Innere der Bude zurück, wo sie ein neues Stück begann. Das war das Zeichen zum Beginn der Vorstellung, und das Publikum stieg die Treppe empor, um ein Billett zu lösen. Mein Kollege und ich begaben uns ebenfalls an die Kasse, legitimierten uns als mittellose Reisende und baten um freien Einlaß, der uns auch bereitwillig gewährt wurde. Der Inhalt der Menagerie bestand aus sieben Löwen, darunter einem Paar aus Rubien, einem bengalischen Tiger, einem braunen Bären, einem Eisbären, einem Leoparden, einem Jaguar, einem Panther, einer gefleckten und einer gestreiften Hyäne, zwei Wölfen, einem Kamel, einem Rehbock, einem Alligator, einem Pelikan, einer Riesenschlange (Python), zwei schottischen Ponys, einer kleinen Kollektion Affen und einigen Papageien und andern exotischen Vögeln. Derselbe Mann, der draußen vor der Bude die „Rekommandation“ gemacht hatte, machte drinnen die „Explication“, d. h. er hielt einen „allgemein-wissenschaftlichen“ Vortrag, worin er über die Lebensweise, Heimat, Nahrung der Tiere usw. sprach, und wobei ihm seine Berliner Zungenfertigkeit zustatten kam. Danach gab es eine Dressurnummer mit einer „gemischten Gruppe“, die aus einem Löwen, einem Spitzhunde, einer gefleckten, einer gestreiften Hyäne und einem braunen Bären bestand. Die Dame, die sich in dieser Nummer produzierte, war die schon genannte „Miß Pora“, in ihrem Zivilverhältnis das Dienstmädchen des Menageriebesizers. Darauf erschien der Explicateur wieder und sagte zu dem Publikum: „Bevor wir mit der Fütterung beginnen, wird die junge Dame so frei sein, sich den geehrten Herrschaften für ein Douceur oder Trinkgeld zu rekommandieren; es ist niemand gezwungen, etwas zu geben, aber die kleinste Gabe wird mit Dank angenommen.“ Natürlich öffneten sich viele Börser, und Miß Pora, die ihr Douceur in einer großen Seemuschel einheimste, zog sich mit einem leidlichen Erlös zurück. Den Schluß der Vorstellung machte die Fütterung, wobei die Raubtiere ihre Fleischrationen erhielten, der Pelikan einige Fische.

Nach der Vorstellung begab ich mich kurz entschlossen an die Kasse und fragte, ob man in der Menagerie Arbeit für mich habe. Frau Berg sah mich mit prüfenden Blicken an und bestellte mich für den andern Tag, wo ich Auskunft erhalten sollte. Ich ging nun mit meinem Kollegen auf die Herberge, besuchte noch an demselben Nachmittag die vierzehn Klöster der Stadt und fand mich am Montag früh in der Menagerie ein, wo man meine Papiere prüfte und mir sagte, ich könnte anfangen, wenn ich mit einem Monatslohn von zwölf Mark und einem Teil des Trinkgeldes zufrieden sei. Dieses Angebot war alles andre als glänzend;

da ich aber für das Menageriewesen schon lange eine stille Leidenschaft hatte und mir überdies sagte, daß ich als Bäcker in Bayern kaum Arbeit finden würde, so entschloß ich mich, die Stelle bei Berg anzunehmen. Zu der Menagerie gehörte ein Wohnwagen, worin der Besitzer mit seiner Frau, zwei Kindern und dem Dienstmädchen wohnte, der Wagen des Zentralkäfigs, worin die kleinern Holzteile, die Leinwand und Gerätschaften verwahrt wurden, und außerdem gehörten dazu fünf Tierwagen. Während bei andern Menagerien das Budenholz einen besondern Lastwagen beansprucht, der in der Regel von einem Spediteur gestellt wird, wurde bei der Bergschen Menagerie das gesamte Holz unter die Wagen geladen. Ich bekam nun zwei Tierwagen zugewiesen und mußte die zu diesen Wagen gehörenden Käfige reinigen und die Tiere verpflegen. Meine Schutzbefohlenen waren der Eisbär, der bengalische Tiger, die beiden Hyänen, die Wölfe und der Rehbock. Von Personal waren bei der Menagerie außer dem schon genannten Dienstmädchen, das die Dressur „machte,“ ein Kutscher, der den Ponywagen zu Reklamezwecken kutscherte und die Einkäufe besorgte, drei Wärter, von denen einer zugleich die Rekommandation und die Explikation machte, und sieben böhmische Musiker, die als „echte Böhmen“ an ihren hohen Mützen kenntlich waren. Diese Musikanten erhielten an den Tagen, wo sie spielten, jeder drei Mark, sonst zwei Mark bis zwei Mark fünfzig Pfennige. Sie kochten selbst und lebten sehr bescheiden, da sie Geld für die Heimreise im Herbst nach Böhmen und für die Rückreise im Frühjahr sparen mußten und außerdem ihren Familien daheim Geld zu schicken pflegten. Sie mußten auch beim Aufbau und beim Abbrechen der Bude zugreifen, sich beim Reinemachen beteiligen und etwaige Reparaturen vornehmen. Sie schliefen in der Bude selbst auf dem dritten Plage, während die übrigen Angestellten im Zentralkäfig auf Stroh ihr Nachtlager aufschlugen.

Eines Tages wurde nach der Abendvorstellung bekannt gemacht, daß die Menagerie nur noch wenig Tage in Landshut bliebe. Als die letzte Vorstellung um zehn Uhr beendet war, brachen wir ab, versorgten noch einmal die Tiere und schlossen die Wagen. Früh um sechs ging es dann nach der Bahn, wo die Wagen auf Loris verladen und nach Deggendorf, wo ein großes Volksfest stattfinden sollte, verfrachtet wurden. Dort waren auf der Festwiese schon zwei Menagerien, die von Wilhelm Böhme und die von Endres. Wir mußten uns deshalb mit dem Ausladen auf der Bahn und dem Transport nach der Wiese beeilen. Der Platz war schon abgesteckt; dem Rekommandeur und mir wurde nun der Auftrag, die Wagen in einer langen Reihe aufzustellen, was in der Regel keine leichte Arbeit ist, denn da das Terrain gewöhnlich uneben ist, muß der Platz stellenweise vertieft, stellenweise durch untergelegte Holzstücke erhöht werden. Außerdem pflegt man die Wagen an der hintern Seite etwas höher zu stellen als vorn, damit das Wasser leichter ablaufen kann. Während wir dieses Geschäft verrichteten, schraubten die Musikanten die Holzteile zusammen und stellten die Wände auf. Dann besorgten sie die Dekoration der Kasse und bauten ihr Orchester in der Bude und das Parapodium vor der Bude auf, während wir Tierwärter die Wagen öffneten und die Käfige reinigten. Bei diesem Volksfeste veranstalteten wir jeden Tag sechs Vorstellungen und konnten mit dem Erfolge zufrieden sein, obwohl wir einen harten Konkurrenzkampf mit den beiden andern Menagerien zu bestehen hatten. Wir mußten alles mögliche tun, das Publikum anzulocken, mußten Zettel austragen, den Reklamewagen fahren lassen und anstrengende Paraden machen.

Nach Ablauf des Volksfestes, das acht Tage gedauert hatte, reisten wir nach Freising, wo wir „privat“ standen, d. h. ohne besondern festlichen Anlaß Vorstellungen gaben. Von Freising ging es zum Oktoberfest nach München. Dort wurde unsre Menagerie mit der von Wilhelm Böhme unter der Firma „Christian Berg“ vereinigt, jedoch so, daß jeder der Teilhaber die Futterkosten für seine Abteilung auf eigene Rechnung übernahm. Dadurch war die Menagerie wesentlich vergrößert worden, wir hatten jetzt vierzehn Wagen, darunter einen Affenwagen, und

als besonderes Zugstück einen Elefanten. Mit der Böhmeschen Menagerie hatten wir eine neue Dressurnummer bekommen, eine Dame (Böhmes Tochter), die sich mit Wölfen und Hyänen produzierte. Allerdings war auch ein Tierbändiger namens Robert Webelhorst vorhanden, der aber noch nicht auftrat, sondern erst mit drei etwa zweieinhalbjährigen Löwen übte. Unter den Tieren war eine Löwin, die dem Unterricht wenig Geschmac abzugewinnen wußte und sich eines Tages dazu hinreißen ließ, ihren Lehrmeister in die Wade zu beißen. Die Löwin wurde fortan als unbrauchbar aus der Gruppe ausgeschieden, aber Webelhorst hatte sechs Wochen an seiner Wunde zu laborieren.

Das Geschäft in München ging sehr flott, besonders der dritte Platz war gut besucht, sodaß einmal die sich dort drängenden Bauern beinahe das Lattenpalier durchbrochen hätten. Schon frühmorgens wurde mit Parademachen und Vorstellunggeben begonnen, dafür mußte die Bude aber Abends um sieben schon geschlossen werden. Außer den Schaubuden gab es auf der Theresienwiese noch manche andre Sehenswürdigkeiten und Zerstreuungen; so eine Tombola, ein Wettrennen und eine Ochsenbraterei, auch war mit dem Volksfeste eine landwirtschaftliche Ausstellung verbunden. Gegen Schluß des Oktoberfestes trat plötzlich Winterwetter mit Schneefall ein. Ehe wir abbrachen und einpackten, verließ einer der Böhmischen Angestellten, ein Luzerner namens Anton Brunner, den Dienst und trat bei Böhmes Bruder, dem Panoramabesitzer, ein. Ich erwähne dieses, weil ich mit dem Manne später wieder zusammengetroffen bin und lange Zeit mit ihm gemeinsam gearbeitet habe.

Nach dem Abbrechen und Verladen der Menagerie, was bis zum Abend gegen fünf Uhr gedauert hatte, erhielt ich den Auftrag, in Gesellschaft des Kutschers zwei Schlachtopferde nach Regensburg zu bringen, wo wir Vorstellungen geben wollten. Wir nahmen den kleinen Wagen, der zum Einholen des Proviantes diente, bespannten ihn mit den beiden Schlachtopfern und fuhren vom Abend fünf bis zur nächsten Nacht um zwei Uhr früh. In Regensburg stellten wir die Pferde in den Stall eines Gasthofs, gingen auf die Bahn und suchten uns unser Nachtquartier im Zentralkäfig. Am andern Morgen luden wir aus, brachten unsre vierzehn Wagen auf den uns angewiesnen Platz in Stadt am Hof, gegenüber von Regensburg, und bauten dort auf. Hier blieben wir vier Wochen, machten gute Geschäfte und erwarben von der Kaufmannschen Menagerie, die damals gerade in Augsburg ihren Tierbestand verkaufte, einen Wagen mit Affen, worunter drei der sehr seltenen Dscheladaffen (*Cynocephalus Gelada*) waren, und ein Lama. Die Dscheladas gehören zu den Hundskopffaffen, stammen aus Abyssinien und zeichnen sich durch ihre lange schwarze Behaarung, durch die pelerinenartig hängenden Schulterhaare und ganz besonders durch eine kahle Stelle auf der Brust aus, deren Farbe je nach der Gemütsstimmung des Tieres wechselt. Der Fleck ist gewöhnlich fleischfarben, wird aber, sobald das Tier gereizt wird, hochrot. Man sieht diese Affen in Menagerien und zoologischen Gärten sehr selten, ich selbst habe nach diesen nie wieder welche zu Gesicht bekommen.

Von Regensburg reisten wir wieder nach München, wo wir bei einem Zimmermeister einen großen Bretterbau für unser Winterquartier bestellt hatten. Vier der Angestellten, d. h. der Kutscher, zwei Böhmishe Leute und ich, sollten von Regensburg neun Schlachtopferde nachbringen und erhielten als Wegzehrung für uns und die neun Pferde im ganzen neun Mark. Wir luden zur Vorsicht das Werkzeug zum Schlachten und etwas Futter auf den Wagen und machten uns mit unsren neun Schutzbesohlnen bei nasßkaltem Novemberwetter auf den Weg. Die Pferde sahen nicht gerade verführerisch aus, einer der Gäule war so mager, daß ihm die Knochen an allen Seiten herausstanden, ein anderer war blind, ein dritter lahm. Unterwegs mußten wir hier und da auch noch Chauffeegeld bezahlen, wodurch unser Reisestipendium sehr zusammenschmolz. Ich kam auf den Gedanken, mich beritten zu machen, und kletterte mit Hilfe eines Bauern auf einen alten, hoch-

beinigen Postgaul, der im Galopp dem Wagen folgte. Am Abend um zehn Uhr kehrten wir, bis auf die Knochen durchfrozen, in einem Dorfgasthof ein, genossen Abendbrot und Bier und schliefen im Stalle. Am andern Morgen früh ging es weiter, und so gelangten wir am zweiten Abend nach Abensberg, wo wir die schmerzliche Entdeckung machten, daß wir mit unserm Reisegeld zu Ende waren. Von den Böhmischn Leuten hatte einer, ein früherer Unteroffizier, zum Glück eine Taschenuhr bei sich, die wir schleunigst verletzten, und wofür wir acht Mark erhielten. Wir schliefen auf einem Heuboden und bemerkten am andern Morgen, daß unser magerer Gaul im Stalle zusammengebrochen war. Wir hatten unendliche Mühe, das Tier wieder auf die Beine zu bringen, zerbrachen dabei noch eine Leiter, die wir ihm unter den Bauch geschoben hatten, und mußten ihn, als wir ihn glücklich auf den Beinen hatten, beim Weiterreisen auf beiden Seiten halten, damit er nicht umfiel. Das blinde Pferd lief unterwegs, ohne angebunden zu sein, nebenher, sein Instinkt schien ihm das fehlende Augenlicht zu ersetzen, jedenfalls vermied es, anzustoßen oder vom rechten Wege abzukommen. Inzwischen war der magere Gaul schon wiederholt gestürzt und blieb schließlich um neun Uhr früh auf der Landstraße liegen, wo wir ihn an Ort und Stelle kunstgerecht schlachteten. Von den acht Mark waren nur noch fünfzig Pfennige übrig geblieben, und für diesen geringen Betrag wollten wir zur Fütterung der Pferde Heu kaufen; es zeigte sich aber, daß die Bauern nicht gesinnt waren, uns solches für Geld abzulassen, sondern uns hier und da eine Handvoll umsonst gaben. Ich „talte“ das ganze Dorf um Heu ab, wobei ich meist als Zigeuner angesehen und entsprechend behandelt wurde. Für unsre fünfzig Pfennige kauften wir nun Brot und Schnaps, teilten alles gewissenhaft ein, und so konnte jeder Mann und jedes Pferd zum Frühstück einen Happen Brot, der mit Schnaps begossen war, erhalten. Gänzlich mittellos gelangten wir um sieben Uhr Abends in Freising an, stellten unsre Säule in den ersten besten Gasthof, nahmen, als wir uns unbeobachtet sahen, von einem Wagen ein paar Körbe Haferspreu und fütterten damit die Pferde. Nun blieb uns nur noch übrig, die Frage zu lösen, wie wir uns wieder Geld verschaffen sollten, und da hatte der Kutscher, ein biedrer Schwabe, den glücklichen Einfall, die Haut des geschlachteten Pferdes zu verkaufen. Er wußte in Freising Bescheid, und so trugen wir zuzweit unser letztes Wertobjekt zu einem Gerber, der uns elf Mark fünfzig Pfennige dafür gab und jeden mit einer Zigarre regalierte. Nun waren wir wieder obenauf, bestellten uns warme Weißwurst und Bier und schliefen seit langer Zeit zum erstenmal wieder in schönen reinlichen Betten. Am andern Morgen leisteten wir uns sogar Kaffee und setzten dann unsre Reise fort.

Natürlich waren wir mit unserm baren Gelde ziemlich schnell zu Ende gekommen und mußten uns deshalb wieder auf irgendeine Art Futter für unsre Pferde zu beschaffen suchen. Zum Glück passierten wir ein großes Rübensfeld, das zu einem Bauernhofe gehörte, der auf der andern Seite in der Tiefe lag. Wir hielten an, zottelten eine Anzahl Rüben und bemerkten dabei, daß der Besitzer des Feldes gerade mit einer Fuhre Mist seinen Hof verließ und uns bei unsrer Tätigkeit beobachtete. Als er aus weiter Ferne mit seiner Peitsche drohte, schwang unser schwäbischer Kutscher drei Rüben in der Luft und rief ihm in seinem Dialekt zu: „Komm nur rauf, du Hergottsfakrament, ich hau der de Liebe um de Schädel!“ Als wir einen genügenden Vorrat in unsern Wagen geladen hatten und die Fahrt fortsetzten, kam nach einer Weile der Bauer mit seinem Fuhrwerk hinter uns her, sah auch, wie ich die Rüben putzte und für die Pferde zurechtschnitt, wagte aber nicht, uns noch einmal anzureden. Gegen elf Uhr an diesem Morgen gesellte sich ein Kunde zu uns, der uns bat, wir möchten ihn mitfahren lassen. Wir hatten aber im Wagen keinen Platz mehr und stellten ihm deshalb ein Reitpferd zur Verfügung. Wir halfen ihm hinauf und gaben ihm die Halfterstricke von zwei andern Pferden in die Hände. Eine Weile kam er auch ganz gut fort, als aber an einem Vorderhuf des Pferdes ein Eisen los wurde, stolperte das Pferd, fiel in die Knie

und ließ seinen Reiter in weitem Bogen über den Hals fliegen. Das war für diesen ein Glück, denn das Tier überschlug sich und rollte den steilen Abhang hinunter. Der Kunde hatte offenbar die Lust zu weiteren Reitversuchen verloren, er entfernte sich ohne Gruß und Dank, während wir Mühe hatten, den Gaul wieder auf die Beine zu bringen und den Abhang hinauf zu führen. Um acht Uhr am Abend langten wir endlich in München an und erkundigten uns bei einem Schutzmänn nach dem Startorplatz, wo wir die Menagerie finden sollten. Der Schutzmänn betrachtete uns mit erstaunten Blicken und fragte gleich: „Wetens, Sie san von der Menagerie?“ Er teilte uns dann mit, daß man bei der Polizei Anzeige erstattet habe, vier Angestellte seien mit neun Pferden durchgegangen. Er hielt es für nötig, uns bis zur Menagerie zu begleiten und unserm Prinzipal richtig abzuliefern. Dort wurde gerade gefüttert. Wir pochten an die Bretterbude und erwiderten auf die von innen an uns gerichtete Frage, was los sei, mit den Worten: Die Pferde sind da. Frau Berg kam selbst heraus, zählte die Pferde, bemerkte, daß eins davon fehlte, und wollte wissen, wo das Fleisch und die Haut geblieben seien. Mit dem Fleische konnten wir ja aufwarten, von der Haut aber mußten wir bekennen, daß wir sie unterwegs zu Gelde gemacht hätten. Damit war Frau Berg nicht einverstanden und erging sich in einer langen Schimpferei, bei der sie in der Wahl ihrer Ausdrücke nicht sehr heikel war. Als sie sich endlich beruhigte, brachten wir die Pferde in einen Gasthof, setzten uns zum Abendessen und gaben uns danach der wohlverdienten Ruhe hin. Am andern Tage mußten die Angestellten der Böhmischn Menagerie ein ähnliches Donnerwetter über sich ergehen lassen, da ein Postbote ein kleines Nachnahmepaket überbrachte, worin sich die versekte Uhr vorfand.

(Fortsetzung folgt)



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (May Allihn)

(Fortsetzung)



Am Abend kam der Doktor und bald darauf Gropppoff. Der Doktor sah müde und bekümmert aus, und auch Gropppoff war nicht, der er sonst gewesen war. Er war unruhig im Blick und nervös in der Bewegung. Als sich beide unvermutet begegneten, wurde der Doktor blaß und Gropppoff rot. Man grüßte sich höflich und nahm Platz. Man erkundigte sich nach dem Ergehn, man sprach von dem und dem, man ging dem und dem aus dem Wege, es war eine kühle und etwas verlegne Sache. Aber das war nicht die Tonart, die Pogge gewünscht hatte. — Et muß velle mehr jetrunken werden, sagte er und goß fleißig ein. Aber es half nichts. Nur Gropppoff griff zu und trank mit einer gewissen unruhigen Hast.

Vor der Schmalwand des Ateliers standen auf Staffeleien zwei Bilder. Sie waren verdeckt, das eine mit einem Plaid und das andre mit einer Tischdecke. Pogge erhob sich, räusperte sich, zog seinen Hemdkragen in die Höhe und begann in dem künstlich heisern Tone, der seit Helmerding für gewisse Weifall begehrende Reden Mode geworden ist: Meine Herren, als wir uns vor einem Jahre an dieser Stelle versammelten, stand vor uns Strunks Prometheus. — Er ist übrigens noch auf der Walze und für zweitausend Meter zu haben. — Dieser Prometheus hat damals einige unvergessene Reden ausgelöst. Gleiche Auslösungen erwarten wir von diesem Abend. Wir haben Ihnen etwas aufgebaut — kostet 'n Sechser und macht für'n Taler Spaß. Sehen Sie diese beiden Bilder? Ich bemerke, daß